

Wirklichkeit und Träume

Autor(en): **M. B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **12 (1917)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In Bern hatten die Genossen ihr Versprechen vom kantonalen Parteitag besser innegehalten. Der Antrag Münch und Mitunterzeichner wirkte allerdings beinahe wie eine Bombe im Großen Rat. Bei der Beratung des neuen Gemeindegesetzes wurde der erste Schritt auf dem Wege der politischen Frauenrechte nur sehr behutsam gemacht, indem den Frauen vorerst nur das passive Wahlrecht auf dem Gebiete des Schul-, Armen- und Vormundschaftswesens und auf dem Gebiete der sozialen Jugendfürsorge und des kirchlichen Stimmrechts zuerkannt wurde.

Der Antrag Münch auf Verleihung des vollen aktiven und passiven Gemeindegewahlrechtes an die Frauen hatte aber eine rein grundsätzliche Bedeutung und rief deshalb einer regen Diskussion. Die Stellungnahme unserer Genossen für den Antrag war eine Selbstverständlichkeit. Wie aber verhielten sich die „warmen“ Anhänger der Frauenrechte im Freisinnslager? Genosse Gustav Müller bezeichnet deren Haltung mit Recht als „politischen Zynismus“. „Warum auch nicht? Wer sich tagtäglich politisch so diskreditiert wie diese sogenannten Jungfreisinnigen, kann besser als irgendwer bisher vertretene Grundzüge verleugnen, da das Charakterbild dadurch keine neuen Züge erhält.“ („Berne Tagwacht“, 1. Dez. 1916.)

Der Antrag Münch wurde — die Sozialdemokraten hatten Abstimmung mit Namensaufruf verlangt, damit die vielen platonischen Liebhaber der Frauenrechte gezwungen wurden, ihren Worten endlich eine Tat folgen zu lassen — mit 107 gegen 18 Stimmen abgelehnt. Außer 15 Sozialdemokraten hatten nur drei Freisinnige dafür gestimmt. Durch den Antrag Münch wurden nicht nur die Ratsmitglieder, sondern auch die bürgerlichen Frauen aufgestellt. Sie nützten den Moment gut aus, um für den Gedanken des Frauen-Stimm- und -Wahlrechts Propaganda zu machen, veranstalteten sie in der Stadt und im Kanton öffentliche Versammlungen, zerpflückten dort sowie in ihrem extra auf diesen Zeitpunkt erschienenen Organ, „Die Bürgerin“, die „weissen“ Reden ihrer Partei, „größen“.

Nicht nur in Bern, sondern auch in Basel bewiesen die Genossen, daß die volle Gleichstellung der Frau mit dem Manne im öffentlichen und Privatrecht nicht nur programmatisch, nicht nur im Arbeitsprogramm, nicht nur auf dem Papier steht. Der Antrag der sozialdemokratischen Fraktion — Dr. Welti und Konforten betreffend die Einführung des Frauenstimmrechts — wurde vom Regierungspräsidenten abgelehnt, jedoch nur, damit dem Großen Rat Gelegenheit zu einer Aussprache gegeben werde, was bei einer einfachen Erklärung zur Entgegennahme des Anzuges seitens der Regierung regelmäßig nicht zulässig wäre. Die Diskussion freilich bewegte sich auf einem Niveau, das wohl an Bierischgespräche, nicht aber an den Ernst und die Würde eines Parlaments erinnert. Man muß sich unwillkürlich fragen: Was Geistes Kind sind die Frauen und Töchter dieser Großrats Herren, daß sie solche Urteile fällen, so geringschätzig von ihren „Auserwählten“ sprechen? Oder haben diese Herren Angst vor den Frauen in der Öffentlichkeit? Von den Arbeiterinnen, von denen freilich sprechen sie nicht, sondern nur von ihren Puppen, die, von Wohlstand und Luxus umgeben, sich von ihren Ideen einlassen lassen und zufrieden sind mit ihrem Los. Selbstverständlich argumentierten diese Herren auch damit, daß die Frauen die Pflicht der Vaterlandsverteidigung nicht erfüllen und deshalb unmöglich die gleichen Rechte verdienen wie der Mann. Einer sprach sogar die Befürchtung aus, das Frauenstimmrecht mache die Menschen wieder zu Höhlenbewohnern der Urzeit, weil nur damals die Frauen in alles dreinreden durften, seither aber nie mehr. „Daß ein Lehrer an der Höheren Töchterschule den Keigen eröffnete, paßt so wenig zum Lehrer wie zur Töchterschule“, schreibt der „Basler Vorwärts“. Mit 61 gegen 45 Stimmen wurde die Ueberweisung des Anzuges unter Namensaufruf abgelehnt.

Wenn auch der tatsächliche Erfolg weder da noch dort ein

positiver ist, so darf mit Befriedigung konstatiert werden, daß dank dem initiativen Vorgehen der Genossen die Frage im Parlament aufgerollt wurde und einmal im Rollen, geht es ihr wie der Lawine, die nach jeder Drehung größer und stärker, schließlich so wichtig wird, daß sie den bürgerlichen Block über den Haufen wirft. Freilich erst dann, wenn die politische Macht und der geistige Einfluß unserer Partei so gehoben und gestärkt ist, daß das Bürgertum auf Gnade oder Ungnade sich ergeben muß. Wenn wir auch jene stärkste Waffe, den Stimmgabel, noch nicht besitzen, so können wir doch durch Aufklärung und Agitation unter denen, die uns als Kampfesgenossen noch fehlen, werben, sie für unsere Partei, unsern Kampf, unser Ziel gewinnen und so unserem Gegner Stück um Stück an Boden entziehen.

Wirklichkeit und Träume.

Die Stadt Zürich will Arbeiterwohnungen bauen und so viel als möglich den Wünschen und Bedürfnissen der Frauen entgegenkommen. Der Vertreter der Arbeiterschaft, Genosse D. Lang, Vorsteher des Gesundheitswesens, sprach in einer Versammlung des Soz. Arbeiterinnenvereins von den Wohnungs- und Ernährungsprojekten, die dem Großen Stadtrat und dann der Gemeinde vorgelegt werden sollen. Wünschen nun die Frauen ein Badezimmer? Natürlich wünschen wir eins. Ich sehe mich schon in einer geräumigen, hellen Wohnung, goldener Sonnenschein macht die Dürftigkeit der Möbel vergessen. Spielend überwinde ich die Hitze meines Arbeitslokals, habe ich doch am Abend ein erquickendes Bad vor mir. Froh und leicht wird mir. Eine Welle der Enttäuschung geht durch den Saal. Eine Dreizimmerwohnung wird auf 600 Fr. zu stehen kommen, mit Badezimmer 65 Fr. mehr.

Mit offenen Augen haben wir geträumt und sind nun jäh erwacht. 665 Fr. Mietzins, im Geuried zum mindesten 35 Fr. Tramkosten, kann die große Masse der Arbeiter nicht aufbringen. Bei Arbeitslosigkeit wäre es ein Ding der Unmöglichkeit, wieder aus den Schulden herauszukommen.

Nicht alle sind erwacht. Genossin R. war einmal im glücklichen Besitz eines Badezimmers, darum hält bei ihr der Traum länger an. Sie erzählt uns, welche ein Schatz so eine Badegelegenheit in der Wohnung ist, Krankheiten verhütend, Krankheiten heilend, Ersparung von Arztrechnungen; soll ich weiter aufzählen? Nein, es ist ja nur ein Traum. In Wirklichkeit sagt die Heimarbeiterin ärgerlich zu ihrem Kind: „Zieh dich halt aus und geh ins Bett. Ich mach dann einen Tee, wenn ich hier fertig bin; das fehlte noch, daß du krank wirst, wo man so nicht weiß, wo wehren.“ Sie wird besorgt am Abend ihre Müdigkeit überwinden und noch eine Stunde länger arbeiten, wer weiß, ob sie am Morgen nicht eine Stunde versäumen und mit dem Kind zur Klinik gehen muß. Wie kann es anders sein bei uns im Taglohn arbeitenden Frauen: Müde, jeden Glanz in den Augen erloschen, die schmerzenden Arme auf den Korb gestützt, sitzen wir im Tram und denken an die Arbeit, die unser zu Hause wartet. Essen kochen für den andern Tag, das Notwendigste flicken, aufräumen, dann ist Mitternacht nicht fern, und das unpäßliche Kind kann froh sein, wenn es einen Wickel und Tee bekommt.

Dem Referenten war der Tatbestand auch vollständig klar. Er lenkte deshalb die Diskussion auf das Bad in der Waschküche, was auch im Hinblick auf den Mietzins am meisten Anhänger fand; immerhin in der Meinung, daß die Waschküche ein großer, heller Raum sei und kein dunkles Kellerloch.

Zeitgemäßes Kochen hieß der zweite Diskussionsstoff. Die Stadt will Kochrezepte herausgeben und Kochkurse für Arbeiterfrauen veranstalten, damit sie Reis und Mais kochen lernen. Auch so ein Traum. Reis, schon vor dem Krieg auf dem Tisch des Arbeiters ein Sonntagessen, ist viel

teurer geworden, die Zutaten: Zwiebeln, Fett oder Käse, für Familien mit Kindern kaum zu erschwingen, von Milch ist schon gar keine Rede. Mais! Wie wenig man sich doch um die Ernährungsweise des Arbeiters kümmert, zeigt, daß man uns das Maiskochen beibringen will. Durch meine Tätigkeit in den Herrschaftshäusern weiß ich schon, daß er bis jetzt in jenen Kreisen als Hundefutter bekannt war. Uns Arbeitern war der Mais von jeher eine liebe Abwechslung zwischen den Kartoffelspeisen. Wir können ihn deshalb auch kochen, wenn . . . ja, wenn wir das Zeug dazu haben. Wie es in Wirklichkeit ist, will ich nur an einem Beispiel zeigen. Komme ich dieser Tage um 11 Uhr zu einer Genossin, und sehe gerade, wie sie Mais in kochendes, mit etwas Milch gefärbtes Wasser rührt. Machen Sie den Mais so? frug ich verwundert. Wenn ich ihn gleich gekocht essen will, ohne noch zu braten, dann röste ich den Mais in Fett an, hie und da mit Zwiebeln, wenn ich keinen Käse oder etwas anderes zum Würzen habe, dann erst lösche ich mit Milch und Wasser ab. Ueberlegen lächelnd schaut mich die Genossin an. Sie sind aber schlau! Schauen sie einmal in das Töpfchen dort zu unterst auf dem Gestell, in dem hat es hie und da mal Fett; auch Zwiebeln gab es früher in meiner Küche. Jetzt müssen wir schon zufrieden sein, wenn wir etwas Milch haben. Wie ich zu der gekommen bin, würde kein Professor an der Hochschule erraten. Gestern hatten wir mittags und abends Suppe, und jedes noch ein Stück Brot; heute morgen hatten wir Pfeffermünztee; so wurde es mir möglich, jetzt Mais zu kochen. Der Mann ist nicht arbeitslos; er hat sogar einen Beruf; auch die Frau, eine Schneiderin, tut neben ihren sechs Kindern das Menschenmögliche, und bedauert immer nur, daß sie nicht mehr wie früher des Nachts arbeiten kann, weil sie dann des andern Tags vor Erschöpfung zusammenbricht. Auch Armenunterstützung wird bezogen. Was nützt das alles, meint meine Genossin, man verhungert nur langsamer. Totschlag sollte man uns Arbeiterinnen, daß wir so dumm sind und Kinder in die Welt stellen. Sie ist keine Jammertante, unsere Genossin, macht sich aber gern in Kraftausdrücken Luft. Die Chaihel! Im Herbst gaben sie den Reichen die Kartoffeln und trösteten uns: Euch geben wir dann extra billige! Jetzt glauben sie sogar, uns mit Kochkursen und papierenen Rezepten füttern zu dürfen! Warum werfen wir nicht alles über den Haufen; auf was warten wir noch? Haben wir noch etwas zu verlieren?

Das ist die Stimmung unter den Arbeiterfrauen, bei den unorganisierten noch mehr als bei uns, weil jene die Tat von uns erwarten, den Kampf an unserer Seite aber fürchten. Darum weg mit den papierenen Rezepten, die nicht der Wirklichkeit entsprechen dürfen, weil sie ein Hohn wären auf die ganze Arbeiterschaft, und weil sie, wie sie uns die Damen der Gemeinnützigen präsentieren werden, ein Traum sind für uns Arbeiterinnen, und darum wenig nahrhaft.

M. B.

Aus dem Arbeiterinnenverband

Zum Frauentag 1917.

Noch ein Frauentag unter der Geißel des Weltkrieges! Die schon vor Jahresfrist unerträglichen Sorgen haben sich immer mehr gesteigert. Auch wir bringen die Blutopfer des Krieges, so manche liebe Genossin hat Gatte, Sohn, Vater oder Bruder auf den Schlachtfeldern Europas verloren. Wie viele mußten die ihnen liebgeordnete Schweiz verlassen, weil das Haupt der Familie, durch den Krieg zum Krüppel geworden, bei uns keine Existenzmöglichkeit mehr fand. Daneben wächst die ungeheure Teuerung. Frühere Berechnungen lange vor Ausbruch des ungeheuren Krieges haben gezeigt, daß jeder Rappen Brotaufschlag und Milchpreissteigerung erhöhte Kindersterblichkeit bedeute sowie Kräfteverlust des arbeitenden Volkes.

Heute schlägt das Kilo Brot nicht nur rappenweise auf, sondern gleich 5 bis 10 Rappen. Man spricht von einem Milchpreis zum Frühjahr bis 40 Rappen, daneben all die anderen Preissteigerungen. Was tut der Bundesrat, um der ungeheuren Preissteigerung zu begegnen, um sie einigermaßen erträglich zu gestalten? Er vergütet auf seine Monopolartikel wie Mehl, Hafersfloeden usw. eine lächerlich kleine Summe, für noch lächerlich kleine Mengen. In den größeren Städten setzt eine Mietzinssteigerung ein. Auch hier keine Gegenmaßregeln der Behörden.

Die Not des arbeitenden Volkes wächst von Tag zu Tag, dadurch nimmt die Frauen- und Kinderarbeit zu. Daneben macht sich bei uns ein Luxus breit, wie wir ihn bis anhin nicht gesehen haben. Ein internationales Parasitentum zeigt sich, das durch den Krieg mühelos Millionen verdient hat.

Der Krieg offenbart auch in unserem Lande wie durch ein Vergrößerungsglas gesehen die Schäden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Es genügt aber nicht, diese zu zeigen, darauf hinzuweisen, darüber zu klagen und — weiter zu jammern und zu hungern. Sondern wir die Schäden erkennen, haben wir auch die Pflicht, diese mit allen Kräften zu beseitigen. Der Sozialismus kommt nicht als ein Geschenk von oben, er fällt uns nicht als reife Frucht vom Baume, er muß erkämpft werden, und zwar nicht nur von einigen wenigen, sondern von den Massen des arbeitenden Volkes. Zu diesen Massen gehört selbstverständlich auch die arbeitende Frau.

Aufgabe der schon aufgeklärten Arbeiterschaft, besonders Aufgabe des weiblichen Proletariates ist es deshalb, die uns noch fernestehenden Arbeiterinnen, Arbeitermütter zu wecken, um diese für unseren Kampf zu gewinnen. Selbstverständlich haben wir diese Aufgabe jeden Tag im Jahre, immer, in der Fabrik, in der Werkstatt, im Hause, in der Familie, stets müssen neue Kämpferinnen gewonnen werden. Wir verhehlen uns aber nicht, daß zwischen dem, was wir müssen, und dem, was wir tatsächlich ausführen, oft eine Kluft besteht. Der Gedanke des herannahenden Frauentages muß aber in uns neue Kräfte wecken, jede Minute, die wir erübrigen können, soll der Organisation zur Verfügung gestellt werden.

Der Frauentag 1917 darf nicht gefeiert werden, weil es einmal so ist, weil der Beschluß der sozialistischen Fraueninternationale uns dazu veranlaßt, sondern weil wir wirklich wollen, weil wir die Zeit auszunützen gedenken, überall neue Kämpferinnen zu gewinnen. Gerade in diesem Jahre müssen die Versammlungen eindrucksvoll sein. Man verwende die Zeit, bis zum 1. März aufklärend zu wirken, führe eine planvolle Hausagitation durch, gehe in die Versammlungen der Genossen, fordere sie auf, mitzuhelfen, damit nicht nur der Frauentag eine eindrucksvolle Kundgebung, sondern daß sie selbst bereit sind, für unsere besonderen Forderungen: Frauenstimme- und Wahlrecht, einzutreten, diese überall zu verteidigen. Daneben gilt die Forderung auch des diesjährigen Frauentages:

Kampf gegen den Krieg und die Teuerung!

Wir wissen uns eins in dieser Forderung mit der Internationale sozialistischer Frauen, und wenn im kriegführenden Auslande der Ruf der Klassenbewußten Proletarierinnen nicht überall laut genug ertönen kann, trete das schweizerische Proletariat in die Schranken und vereinige sich im Kampfe gegen den Krieg — für den Sozialismus. R. B.-B.

Mitteilungen des Zentralvorstandes.

Sitzung vom 10. Januar.

Eine Subvention von 600 Fr. von der Schweiz. Geschäftsleitung wird dem Verbands für das laufende Jahr zugesichert. Verschiedene Korrespondenzen werden gutscheinend erledigt, bedauert wird, daß einzelne Vereine so selten von sich hören lassen. Der Zentralvorstand muß regelmäßig Mitteilung erhalten über